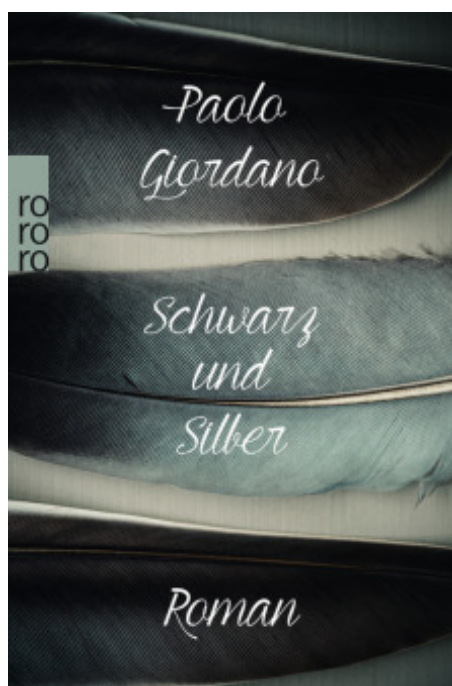


Leseprobe aus:

**Paolo Giordano**

# **Schwarz und Silber**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Paolo Giordano

# **Schwarz und Silber**

Roman      *Aus dem Italienischen von Barbara Kleiner*

**Rowohlt Taschenbuch Verlag**

Die Originalausgabe erschien 2014  
unter dem Titel «Il nero e l'argento»  
bei Giulio Einaudi Editore, Turin.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, November 2016  
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg  
«Il nero e l'argento» Copyright © 2014 by Paolo Giordano  
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg, nach einem  
Entwurf von ANZINGER|WÜSCHNER|RASP, München  
Umschlagabbildung Deborah Pendell/ Arcangel Images  
Satz Dante MT PostScript (InDesign) bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 27081 9

Dies ist das Fragment einer wahren und leidvollen Geschichte in literarischer Verarbeitung. Die Abweichungen von der Wirklichkeit verändern das Wesen der Personen, an denen die Erzählung sich inspiriert, nicht in nennenswertem Ausmaß.



Für das Mädchen, mit dem ich gehe



Was bedeutet es, jemanden zu lieben? Es bedeutet immer, ihn aus einer Masse herauszugreifen, ihn aus einer vielleicht nur begrenzten Gruppe herauszunehmen, zu der er durch seine Familie oder aus anderen Gründen gehört, und dann muss man seine Meuten suchen, die Mannigfaltigkeiten, die er in sich trägt und die vielleicht ganz anderer Art als meine sind.

Gilles Deleuze, Félix Guattari *Tausend Plateaus*





## **Signora A.**

**A**n meinem fünfunddreißigsten Geburtstag hat Signora A. mit einem Mal die Beharrlichkeit, die sie in meinen Augen vor allem anderen auszeichnete, aufgegeben und hat in einem Bett, das inzwischen für ihren Körper übermäßig groß erschien, schließlich die uns bekannte Welt verlassen.

An jenem Morgen war ich zum Flughafen gefahren und hatte Nora abgeholt, die von einer kurzen Geschäftsreise zurückkam. Obwohl es schon Mitte Dezember war, ließ der Winter auf sich warten, und die eintönigen Flächen zu beiden Seiten der Autobahn waren von einem dünnen Streifen blassen Nebels überzogen, wie um den Schnee nachzuahmen, der nicht fallen wollte. Nora nahm den Anruf entgegen, danach sagte sie nicht mehr viel, sie hörte vor allem zu. Sie sagte «Ich habe verstanden. Ist gut, also Dienstag», dann fügte sie einen der Sätze hinzu,

die die Erfahrung für uns bereithält, um notfalls dem Mangel an passenden Worten abzuhelfen: «Vielleicht war es besser so.»

Ich fuhr bei der ersten Raststätte raus, um ihr Gelegenheit zu geben, aus dem Wagen zu steigen und allein auf einen unbestimmten Punkt des Parkplatzes zuzugehen. Sie weinte leise, die rechte Hand zu einer Muschel geformt, womit sie Mund und Nase bedeckte. Zu den unzähligen Dingen, die ich in zehn Jahren Ehe über meine Frau gelernt habe, gehört ihre Angewohnheit, sich in Augenblicken des Schmerzes abzukapseln. Da wird sie plötzlich unzugänglich, sie erlaubt niemandem, sie zu trösten, sie zwingt mich in die Rolle des ohnmächtigen Betrachters ihres Leids – eine spröde Haltung, die ich gelegentlich mit mangelnder Großzügigkeit verwechselt habe.

Den Rest der Strecke fuhr ich in langsamerem Tempo, das erschien mir eine angemessene Form des Respekts. Wir sprachen über Signora A., erinnerten uns an Anekdoten aus der Vergangenheit, auch wenn es sich dabei meist nicht um wirkliche Anekdoten handelte – solche hatten wir nicht von ihr –, eher um Gewohnheiten, so tief in unserem Familienleben verwurzelte Gewohnheiten, dass sie uns fast legendär erschienen: die Pünktlichkeit, mit der sie uns jeden Morgen über das Horoskop in Kenntnis setzte, das

sie im Radio gehört hatte, während wir noch schliefen; die Art, mit der sie bestimmte Bereiche in der Wohnung, vor allem in der Küche, mit Beschlag belegte, sodass wir glaubten, sie um Erlaubnis bitten zu müssen, unseren eigenen Kühlschrank zu öffnen; die Sprüche, mit denen sie dem Einhalt gebot, was ihrer Ansicht nach von uns Kindern unnötig herbeigeführte Komplikationen waren; ihr kriegerischer, männlicher Gang, und dann ihre unverbesserliche Knausrigkeit, erinnerst du dich an das Mal, als wir vergaßen, ihr das Geld für den Einkauf hinzulegen? Sie hat die Dose mit dem Kupfergeld geleert und bis auf den letzten Cent alles zusammengekratzt.

Nach ein paar Minuten Schweigen fügte Nora hinzu: «Was für eine Frau, unsere Babette! Immer zur Stelle. Auch diesmal hat sie gewartet, bis ich wieder da bin.»

Ich wies sie nicht darauf hin, dass sie mich eben kurzerhand aus dem Gesamtbild getilgt hatte, und ich hatte auch nicht den Mut, ihr zu gestehen, was ich in diesem Augenblick dachte: dass Signora A. meinen Geburtstag abgewartet hatte, um zu gehen. Beide legten wir uns also unseren kleinen, persönlichen Trost zurecht. Angesichts des Todes von jemandem bleibt uns nichts anderes übrig, als uns mildernde Umstände auszudenken, dem Verstorbenen eine

letzte Geste der Aufmerksamkeit zuzuschreiben, die er genau für uns bestimmt hat, die Zufälligkeiten gemäß einem sinnvollen Plan anzuordnen. Doch heute, mit der Kühle betrachtet, die unvermeidlich aus der zeitlichen Distanz entsteht, habe ich Mühe zu glauben, dass es wirklich so war. Das Leiden hatte Signora A. weit weg von uns geführt, von allen, lang vor diesem Dezembermorgen, es hatte sie dazu gebracht, bis zu einem abgelegenen Winkel der Welt zu gehen – genauso, wie sich Nora auf dem Auto-bahnparkplatz von mir entfernte –, und dort kehrte sie uns den Rücken zu.

Babette, so nannten wir sie, der Spitzname gefiel uns, weil er eine Zusammengehörigkeit suggerierte, und ihr gefiel er, weil er nur ihr gehörte und mit diesem französischen Tonfall wie eine Liebkosung klang. Ich glaube, Emanuele hat seine Bedeutung nie begriffen, vielleicht wird er eines Tages auf die Erzählung von Karen Blixen stoßen, oder wahrscheinlicher noch auf den Film, und dann wird er die Verbindung herstellen. Jedenfalls nahm er es gern an, dass Signora A. ab einem gewissen Zeitpunkt Babette wurde, seine

Babette, und ich habe den Verdacht, dass dieser Spitzname ihn klanglich an ihre *ciabatte*, ihre Pantoffeln, erinnerte, die seine Kinderfrau stets als Allererstes anzog, wenn sie unsere Wohnung betrat, und am Ende des Tages ordentlich nebeneinander bei der Truhe abstellte. Als Nora den erbarmungswürdigen Zustand der Sohlen bemerkte und ihr ein Paar neue besorgte, verbannte sie die in die Besenkammer und benutzte sie nie. So war sie, sie änderte nie etwas, ja, sie widersetzte sich mit Leib und Seele allen Veränderungen, und obwohl ihr Starrsinn komisch, bisweilen sogar albern war, kann ich nicht leugnen, dass er uns gefiel. In unserem Leben, meinem, Noras und Emanueles Leben, das damals täglich im Umbruch schien und gefährlich im Wind schwankte wie eine junge Pflanze, war sie ein fester Halt, eine Zuflucht, ein alter Baum mit so dickem Stamm, dass drei Paar Arme nicht ausreichten, ihn zu umfassen.

Babette wurde sie an einem Samstag im April. Emanuele sprach schon, saß aber noch im Kinderstuhl, also muss das vor fünf oder sechs Jahren gewesen sein. Monatelang hatte Signora A. uns immer wieder gedrängt, dass wir sie bei ihr zu Hause besuchen sollten, wenigstens einmal, zum Mittagessen. Nora und ich sind Meister im Ablehnen von Einladungen, die auch nur von ferne nach Familienzusammen-

künften riechen, und hatten uns der Sache lang entzogen, aber Signora A. ließ sich nicht entmutigen, und jeden Montag sprach sie erneut die Einladung für das darauffolgende Wochenende aus. Schließlich hatten wir uns ergeben. Seltsam angespannt fuhren wir nach Rubiana, als wären wir im Begriff, etwas wenig Spontanes zu tun, das uns einen hohen Grad an Einsatz abverlangte. Wir waren es nicht gewohnt, mit Signora A. an einem Tisch zu sitzen, noch nicht: Trotz des täglichen Umgangs bestand zwischen uns eine unausgesprochen hierarchische Beziehung, weshalb gegebenenfalls sie auf den Beinen war und sich zu schaffen machte, während wir aßen und uns über unsere Angelegenheiten unterhielten. Es kann sogar sein, dass wir zu der Zeit noch nicht per du waren.

«Rubiana», hatte Nora damals auf der Fahrt gesagt und ratlos den dichtbewaldeten Hügel betrachtet, «stell dir vor, ein ganzes Leben hier zu verbringen.»

Wir besichtigten die Dreizimmerwohnung, in der Signora A. ihre einsame Witwenschaft verlebte, und ergingen uns in übertriebenem Lob. Wir hatten nur wenige Informationen über ihre Vergangenheit – Nora wusste gerade ein bisschen mehr als ich – und konnten dem, was wir sahen, keinen Gefühlswert zuordnen, daher erschien uns diese Behausung nicht mehr und nicht weniger als eine unnötig protzige,

ein bisschen kitschige und sehr saubere Wohnung. Signora A. hatte den runden Tisch im Wohnzimmer perfekt gedeckt, das Silberbesteck auf einer Tischdecke mit Blumenmuster aufgereiht, dazu schwere Gläser mit Goldrand. Die Essenseinladung an sich, dachte ich, schien ein Vorwand, um die Existenz dieses Geschirrs zu rechtfertigen, das sichtlich seit Jahren keine Verwendung mehr gefunden hatte.

Sie verführte uns mit einem Menü, das so ausgeklügelt war, dass es all unsere Lieblingsgerichte zusammenfasste: eine Dinkel-Linsen-Suppe, marinierte Koteletts, überbackener Fenchel in einer sehr leichten Béchamelsoße und ein Salat aus Sonnenblumenblättern, die sie selbst gesammelt, fein gehackt und mit Senf und Essig angemacht hatte. Ich habe noch jeden Gang im Gedächtnis und das körperliche Empfinden, als die anfängliche Steifheit allmählich wich und ich mich diesen kulinarischen Liebkosungen überlassen konnte.

«Genau wie Babette!», rief Nora.

«Wie wer?»

So erzählten wir ihr die Geschichte, und Signora A. hörte gerührt zu, sie sah sich selbst anstelle der Köchin, die das Café Anglais verlassen hatte, um zwei alten Jungfern zu dienen, und die dann ihr ganzes Geld ausgab, um ihnen ein unvergessliches Mahl



zu bereiten. Sie wischte sich mit einem Schürzenzipfel die Augen und wandte sich von uns ab, tat so, als müsse sie etwas in Ordnung bringen.

Jahre sollten vergehen, bis ich sie noch einmal weinen sah, diesmal nicht vor Freude, sondern vor Schreck. Zu dem Zeitpunkt waren wir vertraut genug miteinander, dass es mich nicht in Verlegenheit brachte, ihre Hand zu nehmen und ihr zu sagen: «Du schaffst das. Viele lassen sich entmutigen, aber du kennst die Krankheit, weil du es schon einmal mit ihr aufgenommen hast. Du bist stark genug.»

Und das glaubte ich wirklich. Dann aber sah ich, wie sie so schnell verfiel, dass uns nicht einmal die Gelegenheit zu einem zufriedenstellenden Abschied blieb, nicht einmal die Zeit, die passenden Worte zu finden, um ihr zu sagen, was sie uns bedeutet hat.

## **Der Paradiesvogel (I)**

**D**as Ende kam schnell, war aber von einem Omen angekündigt worden, davon jedenfalls wollte Signora A. uns in den letzten Monaten überzeugen, fast als ob eine Vorwarnung dem einen Sinn geben könnte, was schlichtweg Unglück war.

In den letzten Sommertagen, anderthalb Jahre vor ihrer Beerdigung, arbeitete sie im Garten hinter dem Mehrfamilienhaus. Sie rupfte die abgeernteten Bohnenpflanzen aus, um Platz zu schaffen für den Kohl, da lässt sich wenige Schritte von ihr entfernt ein Vogel nieder, oben auf einem der Steine, die das kleine Geviert abgrenzen, das ihr gehört.

Über ihre achtundsechzig Jahre gebeugt, die sie doch noch stützen, hält Signora A. inne, um den Vogel nicht zu erschrecken, während er ihr einen forschenden Blick zuwirft. Einen solchen Vogel hat sie noch nie gesehen. Die Größe ist ungefähr die einer Elster, aber die Farben sind ganz anders: Um den Kragen

herum wachsen Büschel zitronengelber Federn hervor, die ihm bis auf die Brust hinabreichen und sich im blauen Gefieder des Rückens und der Flügel verlieren, und er hat einen langen Schwanz aus weißen Federn, Baumwollfasern, die am Ende eingerollt sind wie Angelhaken. Die Anwesenheit eines Menschen scheint ihn nicht zu stören, im Gegenteil, Signora A. hat den Eindruck, er habe sich dorthin gesetzt, damit sie ihn bewundern könne. Ihr Herz beginnt heftig zu klopfen, sie kann sich nicht erklären, warum, fast geben ihre Knie nach. Sie fragt sich, ob er vielleicht einer kostbaren, seltenen tropischen Art angehöre und dem Käfig seines Halters entflohen sei: Exemplare dieser Art gibt es in der Gegend von Rubiana nicht. Doch soweit sie weiß, gibt es in Rubiana auch keine Tierhalter.

Mit einem Ruck legt der Vogel den Kopf auf die Seite und beginnt mit dem Schnabel an einem Flügel zu zupfen. Seine Bewegungen haben etwas Mutwilliges, nein, nicht wirklich, wie heißt das Wort noch ... etwas Hochmütiges, das ist es. Als er mit dem Putzen fertig ist, fixiert er Signora A. aus seinen tiefschwarzen Augen. Die am Körper anliegenden Federn zittern einen Augenblick, die Brust schwillt in zwei sehr langsamen Atemzügen an. Schließlich erhebt er sich lautlos von dem Stein und fliegt davon.

Signora A. verfolgt seinen Flug, sie schützt sich mit der Hand vor der Sonne. Sie würde ihn gern noch länger beobachten, aber schon bald verschwindet der Vogel zwischen den Steineichen des Nachbargrundstücks.

In der folgenden Nacht träumte sie von dieser Art Papagei. Als sie mir das erzählte, war die Krankheit bereits voll ausgebrochen, und an diesem Punkt war es unmöglich, objektive von erdachten Elementen oder schlichter Einbildung zu unterscheiden. Aber ich glaube, es ist wahr, dass Signora A. am Morgen darauf in dem Buch über die Fauna des Susatals, das sie bei sich zu Hause hatte, nach einem Bild des Vogels suchte, denn sie zeigte mir das Buch. Und zweifellos ist es wahr, dass sie, als sie kein Bild fand, beschloss, zu ihrem Freund, dem Maler, zu gehen, der ein begeisterter Ornithologe war, denn sie erzählte mir von diesem Besuch in allen Einzelheiten.

Von der Natur ihrer Beziehung zu dem Maler habe ich nie viel begriffen. Sie war nicht geneigt, darüber zu sprechen, vielleicht aus Schamgefühl, denn er war ein bekannter Maler – zweifellos die

berühmteste Person, zu der sie nach Renatos Tod noch Kontakt hatte –, oder sie war ganz einfach eifersüchtig. Ich weiß, dass sie gelegentlich für ihn kochte oder in seinem Auftrag Besorgungen machte, aber im Grunde war sie eine Art Gesellschafterin für ihn, eine Freundin, mit der man sich in keuscher Weise unterhält. Ich habe den Eindruck, sie sahen sich öfter, als sie zu verstehen gab. Jeden Sonntag nach der Messe ging Signora A. ihn besuchen und blieb bis zur Mittagszeit. Die Villa des Malers, versteckt hinter sehr hohen Buchen und mit dem intensiven Rot ihrer Fassade, lag kaum drei Minuten mit dem Auto oder zehn Minuten zu Fuß von ihrem Haus entfernt an einer Asphaltstraße, die einen Halbkreis beschreibt.

Der Maler war ein Zwerg: Sie hatte keine Hemmungen, ihn so zu nennen, ja, sie sprach dieses Wort mit einer Spur befriedigter Grausamkeit aus. Nach so vielen Jahren, gestand sie mir, habe sie nicht aufgehört, sich dumme Gedanken über ihn zu machen, zum Beispiel habe sie nie aufgehört, sich zu fragen, wie es sein musste, im Sitzen nicht mit den Füßen auf den Boden zu kommen. Und immer beobachte sie seine Hände, diese plumpen, etwas steifen Finger, die doch imstande waren, Wunderwerke hervorzubringen. Er war der einzige Mann, den Signora A.

mit ihren knappen ein Meter sechzig sich erlauben konnte an Größe zu übertreffen, aber er übte einen so weiten und dichten Zauber aus, dass sie es war, die sich immer und unter allen Umständen übertroffen fühlte. Ihn zu besuchen, in dem zum Atelier umfunktionierten Salon zu sitzen, zwischen all den Bildern und Rahmen, erinnerte sie an die Zeit, als Renato sie bei sich haben wollte, um Keller und Speicher nach seltenen und vergessenen Stücken zu durchsuchen.

«Das wird ein Wiedehopf gewesen sein», tippte der Maler an jenem Morgen Ende August auf gut Glück.

Er war mürrisch, und in letzter Zeit war das viel schlimmer geworden, aber Signora A. hatte sich angewöhnt, nicht darauf zu achten. Früher, erzählte sie mir, sei in der Villa ein Kommen und Gehen gewesen von Galeristen, Freunden und nackt posierenden Mädchen. Jetzt gingen da nur noch vier Frauen aus und ein, die sich ablösten, um ihn zu versorgen. Es waren Ausländerinnen, und keine war schön genug, um auf der Leinwand verewigt zu werden. Signora A. wusste, dass der Maler fast den ganzen Tag über an früher dachte, dass er fast nicht mehr malte, dass er allein war. Genau wie sie.

«Ich werde doch wohl noch wissen, wie ein Wie-

dehopf aussieht. Das ist etwas ganz anderes», gab sie trocken zurück.

Mit einem kleinen Satz sprang der Maler von seinem Sessel und verschwand im Nebenzimmer. Signora A. begann, den Salon mit Blicken abzusuchen, als ob sie ihn nicht genügend kannte. Ihr Lieblingsbild stand am Boden, unvollendet. Es stellte eine nackte Frau dar, die an einem Tisch sitzt, die schönen Brüste nur ein wenig unterschiedlich, die großen Brustspitzen in einem wesentlich lebhafteren Rosa als die Haut drum herum. Vor ihr vier flammend rote Pfirsiche und ein Messer, mit dem sie sie vielleicht schälen will. Aber sie tut es nicht. Sie bleibt ewig reglos, wartet auf den günstigen Augenblick.

«Das war sein schönstes Bild. Nun, an jenem Tag hat er es in einer halben Stunde vor meinen Augen fertiggestellt. Er hat zu mir gesagt: ›Bist du mit dem Auto da? Dann kannst du es mitnehmen.‹ Das hat er aus Mitleid getan, ganz bestimmt. Wenn ich ihn darum gebeten hätte, hätte er es mir nicht gegeben. Aber er hatte begriffen, wie die Dinge lagen. Als Erster von allen, noch vor den Ärzten. Er hatte es wegen dem Vogel begriffen. Er kam mit einer kleinen Ledermappe wieder in den Salon und legte sie mir auf die Knie. ›Ist es der da?‹, fragte er. Ich habe

ihn gleich wiedererkannt, mit diesen eingerollten weißen Schwanzfedern. Er hatte schon jahrelang keinen solchen Vogel mehr gesehen, mindestens seit 1971. Er glaubte, sie wären verschwunden. Und dabei ist der Paradiesvogel genau zu mir gekommen. Man nennt ihn so, Paradiesvogel, aber er bringt Unglück. Ich habe zu ihm gesagt: «Wir sind alt, wir beide. Was soll das Unglück uns schon anhaben?» Dabei hatte ich ein paar Tage zuvor einen Spiegel zerbrochen. Oh, da ist der Maler aber wütend geworden. «Von wegen Spiegel!», hat er geschrien. «Dieser Vogel bringt den Tod!»»

Einmal habe ich Nora gefragt, ob sie je ernsthaft an die Geschichte mit dem Vorzeichen geglaubt hat. Sie fragte zurück: «Und du?»

«Natürlich nicht.»

«Ich natürlich ja. Ich glaube, das wird immer ein Unterschied zwischen uns beiden bleiben.»

Es war spät abends, Emanuele schlief, und wir räumten gemächlich die Küche auf. Wir hatten eine offene Flasche Wein auf dem Tisch stehen lassen, fast halb voll.



«Was fehlt dir am meisten ohne sie?», fragte ich.

Nora musste nicht lang überlegen, offenbar hatte sie darüber nachgedacht. «Mir fehlt die Art, wie sie uns Mut machte. Die Menschen geizen so sehr mit Mut. Sie wollen sich nur vergewissern, dass du noch weniger hast als sie.» Sie machte eine lange Pause. Ich kann nicht entscheiden, ob ihre Pausen spontan sind oder ob sie sie jede einzeln abwägt wie eine Schauspielerin. «Sie nicht», setzte sie hinzu. «Sie war immer auf unserer Seite.»

«Du hast mir nie erzählt, worüber ihr gesprochen habt, die ganze Zeit, während du im Bett lagst.»

«Haben wir so viel gesprochen?»

«Oh ja.»

Nora trank einen Schluck Wein aus der Flasche. Solche Ungezogenheiten erlaubt sie sich nur abends, wenn wir allein sind, als ob Müdigkeit und Vertrautheit ihre Hemmschwelle herabsetzen würden. Ein dunkelroter Fleck blieb an ihrer Lippe.

«Sie war es, die redete», sagte sie, «ich hörte zu. Sie erzählte mir von Renato, sie stellte ihn bei allem in den Mittelpunkt, als ob er noch am Leben wäre. Ich bin mir sicher, wenn sie allein zu Hause war, redete sie laut mit ihm. Sie hat mir gebeichtet, dass sie immer noch den Tisch für ihn deckt, nach all den Jahren. Das fand ich sehr romantisch. Romantisch,

und auch ein bisschen pathetisch. Aber eigentlich ist alles, was sehr romantisch ist, auch pathetisch, oder nicht?»

Derlei Unterhaltungen führten Nora und ich immer wieder, jeden Abend, besonders in den ersten Monaten nach dem Tod von Signora A. Das war die Strategie, die wir uns zurechtgelegt hatten, um nicht verunsichert zu werden: wieder und wieder darauf zu sprechen kommen, die Unsicherheit im Dialog auflösen, bis nur noch klare Luft aus unseren Mündern zu strömen schien. Signora A. war die einzige wahre Zeugin des Unternehmens, das wir Tag für Tag in Angriff nahmen, die einzige Zeugin der Bindung, die uns einte, und wenn sie von Renato erzählte, war es, als wollte sie etwas suggerieren, das uns betraf, als wollte sie uns etwas von einer Beziehung weitergeben, die absolut und rein gewesen war, obgleich unglücklich und kurz. Auf die Dauer braucht jede Liebe jemanden, der sie sieht und anerkennt, sie beglaubigt, sonst läuft sie Gefahr, für ein Missverständnis gehalten zu werden. Ohne ihren Blick fühlten wir uns gefährdet.